

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 15. April 1820.

46

Man diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Abohenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 262) und bey W. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monathebesten mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mein eigener kleiner Roman.

(Schluß.)

Doch als ich mit großer Ehrlichkeit und allem Feuer der ersten Liebe den Irrthum zu heben bemüht war, wandte sie sich unwillig von mir, und erklärte mir sehr pathetisch, daß ich mir auf Louise nicht die mindeste Hoffnung machen dürfe. Ich war wie vernichtet, und war es um so mehr, als ich in kurzer Zeit erfuhr, Louise habe auf Andringen ihrer Mutter einen Hofrath geheirathet, der zwar ein großer Gelehrter, aber ein sehr schlechter Gesellschafter war. Ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß Louise mit ihm recht unglücklich, und meine zärtliche Liebe auf das Empfindlichste gerächt werden möchte.

Indessen zwang mich die verkehrte Eitelkeit meinen innern Zustand zu verbergen. Ich schäkerte und tändelte mit andern Mädchen, obschon mir dabey erbärmlich zu Muth war, und ritt täglich, wie ein böser Geist, im rasenden Galopp auf das Landgut des Baron G., weil der Weg dahin vor Louise's Wohnung vorbei ging, so daß mein Pferd, welches gewiß das unglücklichste Thier eines verzweifeltsten Liebhabers war, bald die traurigen Folgen seiner Anstrengungen empfand.

Alein das Schlimmste war, daß mich der Baron und seine Gemahlinn deswegen für einen sehr eifrigen Liebhaber ihrer Tochter Annette ansahen, erkenntliche Gestinnungen äußerten, auf die ich nicht den geringsten Anspruch machte, und alles so rasch und ernst betrieben, daß ich mich in Irrgänge verwickelt sah, aus denen ich ohne gewaltsames Durchbrechen nicht herauskommen konnte. Ich litt es also geduldig, daß man Annetten, die mir eben nicht zuwider war, als meine Braut auf einige Zeit in das Haus einer sehr geachteten Familie in Pension that, wo sie, wie man sagte, einen würdigen Begriff von dem häuslichen Glücke bekommen und die Pflichten einer guten Hausfrau kennen lernen sollte.

Ich fand es freylich ein wenig sonderbar, daß sie außer dem Hause ihrer Ältern ein würdiges Muster zur Nachahmung suchen sollte, da ich aber dabey meine Absicht Louisen zu zeigen, wie bald ich sie vergessen hätte, begünstigt sah, so ließ ich mir's gerne gefallen, weil ich auch selbst Annetten, von ihren Umgebungen entfernt, näher beobachten wollte.

Aber wie bitter ward ich für die Rache, die ich an Louisen nehmen wollte, bestraft! Ihre liebenswerthen Eigenschaften vergegenwärtigten sich bey mir in eben dem Maße, als ich an Annetten Fehler entdeckte, die wie furchtbare Propheten mein ganzes Unglück in einer Verbindung mit ihr weisagten. Im Geiste sah ich mich schon als einen abgehärmten gemarterten Ehemann, dem die Liebhaber, Gläubiger und übelgezogenen Kinder seiner leichtsinnigen Frau das Leben verbitterten, und bath die würdige Dame, bey welcher sich Annette befand, mich um jeden Preis von meiner Braut zu befreien, welches sie auch sehr gewissenhaft zu meiner großen Zufriedenheit bewerkstelligte, indem sie mich als einen strengen, geizigen Menschen schilderte, der seiner Frau weder einen Verehrer, noch einen geschmackvollen Anzug erlauben würde.

Der ausgebrochene Krieg machte meinen Herzensverlegenheiten ein Ende, und weil ich in der ersten Schlacht sterben wollte, so zeigte sich am Ende des sehr kurzen Feldzuges, daß ich mehr Glück als Verstand gehabt hatte, und einen Rang in der Armee erhielt, der alle meine Hoffnungen übertraf.

Kaum war der Friede geschlossen, so quälten mich meine Verwandten mit neuen Heirathsvorschlägen. Sie sagten mir, daß es nothwendig sey, einen jungen Adel fortzupflanzen, damit er einmahl uralt werden könne, und daß es ferner weise und rätlich sey, eine reiche Heirath zu schließen, wenn das stattliche Familiengut das Unglück habe, einige Schulden zu tragen.

Ahnen und Geld waren also die Hauptvorzüge, welche in einer Braut nicht fehlen durften, und dieser Umstand erschwerte meine Wahl außerordentlich, weil mein Herz, welches auch befriedigt seyn wollte, sich immer gedrungen fand seine Zustimmung zu versagen. So vergingen einige Jahre, bis es mir endlich schien, ich hätte den rechten Stern gefunden, der einen freundlichen Glanz auf meine Lebensverhältnisse breiten könnte.

Wer kannte die Gräfinn S. . . ohne von ihrer Schönheit, ihren Talenten und ihrem Reichthum bezaubert zu seyn? Sie war, wie eine Königin, von einem zahlreichen Hof umgeben, der, von ihrer Anmuth beherrscht, sein Heil von ihrer Huld erwartete. Ich selbst war mit darunter begriffen, und schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, ob ich auch wirklich der Beneidenswerthe sey, den sie mit ihrer Hand beglücken würde.

Dieser Zustand hatte indessen viel Angenehmes, ja beynah etwas Feenhaftes an sich, denn die Gebietherinn ließ glänzende Feste mit anziehender Stille wechseln, wobey sie immer in dem vortheilhaftesten Lichte zu erscheinen wußte, und wie die Sonne auch das unbedeutendste Ding erwärmte, daß es sich zu existiren getraute. Der allgemeine Patriotismus, welchen Deutschlands großer Befreyungskrieg entflammt hatte, wirkte wie ein elektrischer Schlag auch auf die zarten Seelen der Frauen, und Gräfinn S. . .

die sich in keiner glänzenden Eigenschaft gerne übertreffen ließ, erklärte feyerlich, indem sie mich bedeutend ansah, und mir zärtlich die Hand drückte, sie würde sich nur dem zum Lohne geben, der als Held das Vaterland mit seinem Blute erkaufen helfe, und ihr den Lorber der Tapferkeit zu Füßen legen würde.

Nun eilte jeder, dem sein Blut nicht allzulieb war, aus ihrer Nähe zu den Fahnen, die allenthalben wehten, und ich an die Spitze meiner Eskadron, während Gräfinn S. . . für die, welche verwundet werden sollten, Leinwandfasern zurecht legte. Mich trieb, in der entscheidenden Schlacht, meine Pflicht mit Glück und gutem Muth vorwärts, als ein schmerzlicher Schlag mich zu Boden stürzte, und Mann und Roß über mich wegrollten. Als ich mein verlornes Bewußtseyn wieder erhielt, befand ich mich in guter Pflege, war schwer am Kopfe verwundet, und hatte mein linkes Auge vor Leipzig gelassen. Doch die Schlacht war gewonnen, und da mir mein rechtes Auge gut genug schien, um auch den Dienst des Fehlenden ersetzen zu können, so war ich über meinen Zustand eben nicht traurig.

Die Kur dauerte etwas lange, und ich mußte nach meiner Genesung die Armeen in Frankreich aufsuchen, wo ich eben zurecht kam, der französischen Erde noch meinen linken Fuß zu schenken.

Ich hatte redlich das Meine gethan, hörte auf meinem Lager mit hochklopfendem Herzen den Freundendonner der Kanonen, die den Frieden verkündeten, und dachte mit einigem Selbstgefühl, daß ich nun wohl ein ruhiges Leben, und für ein fehlendes Auge und einen abgängigen Fuß die Hand einer patriotischen Frau verdiene. Allein seit meinem Unfall in Frankreich waren die Briefe der Gräfinn S. . . feltner und kälter geworden, und als ich nach meiner Rückkehr in die liebe Heimath mit einem schwarzen Schildchen auf dem hohlen Auge, und zwey niedlichen Krücken, welche einem künstlich angefügten Fuße das Gehen lehrten, in die erleuchteten Zimmer der Gräfinn trat, so sah ich sie über meinen Anblick vor Schrecken erbleichen, und mich mit erkünstelter Theilnahme wie einen Krüppel behandeln, bey dem sogar die ihren Reizen geweihte Huldigung allen Werth verloren hatte, während ein fader Mensch, der an ihrer Seite nur die Thaten Anderer in den schlechtesten Versen lobte, sich ihrer vollen Auszeichnung erfreute.

Ich hatte nicht mehr Lust, sie an ihr Versprechen zu erinnern, obschon ich unter allen ihren Verehrern ihre Aufgabe am besten gelöst hatte, und in meiner Figur selbst das lebendige Dokument meiner Tapferkeit lag, denn ich merkte wohl, daß die Gräfinn nur einem Helden den Vorzug gebe, welchen die feindlichen Kugeln verschont hatten, und nicht, wie eine zweyte Venus, die Frau eines hinkenden Mannes werden wolle.

Ich verließ sie kalt und gleichgültig, und da mein unglückliches Geschick in der Liebe das ganze weibliche Geschlecht bey mir in den Verdacht der Herzlosigkeit gebracht hatte, so beschloß ich, um mein ehrliches Gemüth vor solchen schmerzlichen Täuschungen, als es bisher erfahren hatte, sicher zu stellen, mit meiner Person die würdige Zahl der Hagestolzen zu vermehren, und entwarf die schönsten Pläne, im Hause meines Bruders eine Art von Onkel Tobi vorzustellen, zu welchem ich in mir eine kleine Anlage wahrzunehmen glaubte. Indessen hatte mich die schöne Jahreszeit mit mehreren lei-

denden und lebenslustigen Menschen nach Karlsbad gezogen, wo ich einige Wochen so angenehm als möglich zubringen wollte. Doch ich glaubte mich in dieser Erwartung gleich bey meiner Ankunft getäuscht zu finden; denn das Erste, was mir in Karlsbad begegnete, war ein Leichenzug, bey dessen flimmernden Fackeln ich Albertinen in tiefer Trauer erblickte. Ich war dadurch so unangenehm überrascht, daß ich sogleich wieder meine Rückreise antreten wollte, weil ich fürchtete, Albertine möchte etwa als Witwe wieder meines Schutzes bedürfen, und ihre Zuflucht zu mir nehmen. Ich befahl daher dem Postillion umzukehren. Allein er und mein Diener widersetzten sich meinem Begehren, und brachten mich unter den lautesten Gegenvorstellungen vor einen Gasthof, wo man mir, weil alle Wohnungen besetzt waren, ein ganz kleines Zimmer mit der Versicherung anwies, daß man so eben einen Gast begraben habe, dessen Witwe mir nun leicht das Zimmer des Verstorbenen einräumen könne. Ich protestirte feyerlich gegen dieses Übereinkommen, und wollte bey meinem kurzen Aufenthalte in Karlsbad ein so strenges Inkognito beobachten, daß mich Albertine, die doch jene Witwe seyn mußte, gar nicht bemerken könnte.

Ich blieb zwey ganze Tage auf meinem Zimmer verschlossen. Am Morgen des dritten sah ich Albertinen aus dem Hause gehen, und glaubte nun mit einiger Sicherheit auf den Corridor treten zu können, als aus halböffener Thüre des nachbarlichen Zimmers ein schöner blondlockichter Knabe herausguckte, der an meiner Figur großes Wohlgefallen zu haben schien, weil er sogleich heraustrat mich zu betrachten, und nur durch den großen Haushund, welchen er sofort eifrigst verfolgte, in seiner Aufmerksamkeit gestört wurde.

In eben dem Augenblicke ruft man aus der offenen Thüre: „Karl, lieber Karl!“ Die Stimme hatte etwas ungemein Angenehmes, und es freute mich sehr, daß man auf so liebliche Art meinen Nahmen aussprach. Der Ruf wiederholte sich mit der dringenden Einladung: „Komm doch herein zu mir.“ Ich konnte der Lust mich für den Gerufenen zu halten nicht länger widerstehen, und trat in die Stube, aus welcher der süße Ton kam.

Ob schon das Erstaunen der Dame mich überzeugte, daß ich nicht der Gerufene sey, so war ich doch in sprachloses Entzücken verwandelt, denn ich stand meiner unvergesslichen Louise gegenüber, die in einem sitzamen Morgengewande mir weit schöner vorkam, als ich sie jemahls gesehen hatte.

Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn sie mich jetzt ihren lieben Karl genannt hätte! aber es fehlte uns beyden an Worten, und ich hielt ihre Hand, welche sie mir mit der nur ihr eigenen, holdseligen Unbefangenheit reichte, so fest, als dürfte ich sie nimmermehr losgeben.

Albertinens Anblick, die eben mit dem kleinen Karl hereintrat, störte plötzlich meine glückliche Illusion, ich erinnerte mich, daß Louise verheirathet sey, meine Gestalt eine unglückliche Veränderung erlitten habe, und beursaubte mich so schnell von Louisen, als hätte mich ein böser Dämon vertrieben.

Louise schwebte mir nun mit aller Anmuth, mit allen ihren Vorzügen beständig vor Augen, ich war mit mir selbst uneinig und unzufrieden, machte Plane, die wider meine bessere Überzeugung anstießen, und Anstalten zur Abreise, die ich in der nächsten Stunde selbst hintertrieb.

War es nicht das ungerechteste Schicksal, daß Stelle und Albertine, ein so zärtliches Paar, durch den Tod getrennt werden mußten? Sollte nicht lieber Louisens Gatte, der unfreundliche mürrische Hofrath, in Karlsbad begraben liegen?

Dies waren ungefähr die Reflexionen, welche bey mir immer wiederkehrten, als sich Albertine melden ließ, und mit einer weit größern Demuth, als sie ehemahls besaß, sich wegen des Vergangenen entschuldigte, und mir unter Thränen ihre Lebensgeschichte erzählte, von der ich nur den Schluß hörte, nämlich: daß Stelle sie leichtsinnig verlassen, und ihr Vater gänzlich verstoßen habe, daß sie nach vielem Jammer endlich in Louisens Dienste getreten, und mit ihrer gütigen Dame in ihr Vaterland reisen werde, weil der Hofrath vor einigen Tagen hier gestorben sey. — Die heimliche Freude über diese Nachricht ließ mich auf alle schicklichen Beyleidsbezeugungen und auf den Umstand vergessen, daß ich eine Unglückliche vor mir hatte, die ebenfalls auf mein Mitleid rechnete.

Aber ich war nicht mehr Meister meiner Empfindungen, und sagte, indem ich, was in mir vorging, verbergen wollte, so viel Unsinniges und Albernæs, daß mich Albertine erstaunt ansah, und sich verlegen entfernte.

Ich dachte nun weiter an keine Abreise, denn ich genoß das Glück, Louisen täglich eine halbe Stunde sehen zu dürfen.

Ihre ungekünstelte Theilnahme an allem, was mich betraf, gab mir die süße Zuversicht, daß ich ihr schon früher lieb gewesen sey, und da der kleine Karl seine liebenswerthe Mutter versicherte: er wolle sich nicht von mir trennen, so waren die ersten Schritte zu unserer gegenseitigen Erklärung gemacht.

Sie wußte meine Zweifel, die sich über mein zu großes Glück in mir erhoben, mit jener Sicherheit des Ausdrucks, der, weil er aus dem Herzen genommen ist, einen süßen Glauben findet, ganz zu beruhigen, indem sie mich versicherte, daß sie nun erst stolz seyn werde, mir anzugehören, und sich sehr glücklich fühle, weil es ihr vorbehalten sey, mir im Schooße der Ruhe angenehme Tage zu bereiten.

Redlich hat sie auch Wort gehalten, denn sie ist eine heitere liebevolle Gattinn, eine vortreffliche Mutter, und macht mich durch ihre Tugenden so glücklich, daß ich im Gefühl meiner hohen Zufriedenheit bey jedem Morgen segnen ausrufen möchte: Gott schenke jedem braven Invaliden eine so herrliche Pflegerinn.

Humoristische Wanderungen durch Wien.

(Fortsetzung.)

Der oßadische Petitmaitre.

Zum großen Glücke — für mich — kommt ein: „Kauft a schöne Leinwett!“ daher. „Keine Leinwett! Sputtwullfal!“ setzt er hinzu, und reicht der Dame gutherzig ein Stück Leinwand zum Anschauen hin, welches doch um einiges feiner ist, als der schlavakische Bauer, der seine Waare so ausruft, an seinem offenen Halskragen zum Muster zeigen kann. Die Dame dankt ihm lächelnd, ohne darauf weiter zu achten, doch läßt sich dieser Großhändler — denn seine Hände sind vom Ackerbau sehr in ihrem

Wachsthum begünstigt worden — durch eine verneinende Antwort nicht abschrecken, und fragt den ganzen eleganten Damenzug, weil er sich einbildet, seine Waare sey das Nöthigste zum Hauswesen.

Man kommt nun näher an das neue Franzensthör, wo gerade einige Liebhaber der Hühnerbrühe, jeder mit ein zehen Exemplarien dieses Hausvogels in den Händen, von der am Thore befindlichen Sailerstadt herausgehn und die Stoffage beleben. Diese aus ihren Familiensirkeln gerissenen Thiere — denn kurz zuvor steckten sie mit tausend anderen noch in einem Hühnerwagen — schreyen nun correspondirend den zurückgelassenen wieder zu, und flattern in den Händen ihres Tyrannen gerade so, wie die broschirten neuesten poetischen Werke, welche ein Recensent unter dem Arme nach Hause trägt, um sie im nächsten Journale abzuschlachten. Einige bleiben am Leben und werden für das nächste Diner aufgehoben, denn auch diese Hühner sind nicht alle zum Tode bestimmt, sondern einige werden in der Steige gefüttert, bis sie fett sind.

Wer den Wasserfall bey Schafhausen — oder besser den am Niagara-Fluss einmal gehört hat, kann sich einen Begriff machen von dem Geräusch, welches auf der benannten Sailerstadt durch die laufenden Weiber und gekaufstwerdenden Hühner gemacht wird. Was sind alle Marktplätze der Welt gegen den, wo der Lieblingsvogel des Wienerers seine Haut zu Markte trägt und noch seinen Schwanengesang singt? Den Bass zu diesem Canon perpetuus all' unisono machen die Indians. Diese sind Vögel, deren Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern ist, weil sie nach herunter geschlagenem Kopfe noch eine Weile stehen bleiben, und ihr „Kuder, Kuder“ ärgerlich über die Behandlung der Menschen zu erkennen geben würden, wenn der Stimmstock nicht schon abgeschnitten wäre.

Diese bilden also den Bass, d. h. den wahren Bass. Doch finden sich unter dieser Menge von Indians oder (auf wienerisch) Vockertn auch solche, welche mehr in den Tenor hinüberschnappen. Die Kapauner singen den eigentlichen Tenor in diesem Canon perpetuus, die dienenden Hühner Alt, und die jungen Eleven dieses Frühjahrs stimmen den lieblichen Sopran an.

Daß dieses Konzert nicht nach allen Regeln der musikalischen Sehkunst, viel weniger des Contrapunkts geführt wird, kann sich jeder leicht denken, welcher andere ähnliche gehört hat, und wenn er auch dasselbe nur von dem Glacis, von weitem anhörte, wie ich so eben thue. Das Ganze macht einen solchen Effekt, als Musiken, welche mit gutem Willen, wenn auch nicht mit guter Kunst geschrieben sind.

Man kennt Leute, welche verkleidet unter den Körbe- und Buttentragenden Weibern, unter den Kapauner und Indians prüfenden Wirthen, unter den ihre Leiden und Liebesaventuren erzählenden Küchenmädchen herumwandern, um diese sonoren Klänge der Natur zu belauschen, und davon für ihre nächsten Tonsübungsstücke Gebrauch zu machen. Hear him! Hear him! rufen einige Männer der Opposition im Unterhause. Ich höre von weitem besser als in der Nähe. Auch meine Dame lächelt ob des Lärmens, welcher beynah das Geschwätz ihres Begleiters, des Geschäftigen übertäubt.

So eben erschallt ein Chor, welcher beynah denselben Geist und die technische Führung an sich trägt, als manche Finales der Opern, in denen der Text immer heißt: „che sento! che susurrò!“ und wo ein Jeder vom Andern das zu hören glaubt, was der andere wieder von ihm hört. Kurz es ist ein wahrer Galinathias. Man erlaube mir diese Buchstabenversezung, der Gallimathias muß unangetastet, unverbraucht, ungeschwächt einzig und allein für die Bezeichnung der Opernfinales bleiben, in denen die erwähnten herrlichen Eigenschaften sich vorfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden den 31. März 1820.

Der an dem edeln, allgemein geschätzten Mahler und Professor Gerhard von Kögeln am 27. Abends, kaum eine Viertelstunde von der Vorstadt auf der Bauhau-

Landstraße, mit empörender Grausamkeit verübte Raubmord hat alle Einwohner unserer Residenz in theilnehmende Trauer versetzt, und die schon früher durch einige Mordthaten aufgeregte Indignation auf's Höchste gesteigert. Mehrere Spuren und unter den Steinhäufen hervorgeholte Kleidungsstücke des nach der Ermordung auch noch ausgezogenen Schlachtopfers der brutalsten Habsucht haben die anfangs allgemeine Vermuthung, daß ein fremder Straßenräuber diese schauerhafte That an einem Lieblich unserer Stadt verübt habe, unwahrscheinlich gemacht. Verhaftungen, Verhöre, Signalements sind bereits in vollem Gange. Auf Befehl Sr. Maj. des Königs ist dem sichern Anzeiger eine Belohnung von eintausend Thaler versprochen. Den 30. Abends wurde der gemißhandelte Leichnam mit einer hier sehr seltenen Feyerlichkeit und mannigfach verlaublichen Theilnahme auf dem großen katholischen Kirchhofe in der Friedrichsstadt beygesetzt. Hofrath Bötkiger sprach nach Beendigung des Todtendienstes eine Rede an der Gruff. Der durch die Hauptstraße der Stadt gehende Zug wurde von den sämtlichen Böglingen und Mitgliedern der hiesigen Mahlerakademie, gegen 150, mit 100 Fackeln angeführt, an welche sich mehrere hundert Bewohner aller Klassen freiwillig angeschlossen. Dann kam der Leichenwagen. Dann folgten 24 Kutschen mit Leidtragenden. Die ganze Stadt war in Bewegung. Das Volk brach in tausend Bervünschungen über die Mörder aus. Denn K ü g e l g e n war nicht nur einer der ersten Künstler unserer Stadt und besonders an der Ofsee und in St. Petersburg wegen seines frühern Aufenthalts daselbst und durch Familienverbindungen — seine trostlose Gattinn ist eine von M a n t e u f e l aus Tiefstand — allgemein gekannt und geliebt, sondern auch ein sehr edler, kindlich guter, ungemein gefühlvoller und von der reinsten Menschenliebe und Frömmigkeit in allen seinen Handlungen geleiteter Mensch, ein Vorbild als Künstler, ein Meister in der Kunst für zwey Welken zu leben. Er hatte sich vorigen Sommer einen Weinberg in der mahlerischen Umgebung Dresdens gekauft. Dort wollte er zwischen Aolusharfen und den Schöpfungen seines Pinsels und im Kreise einer liebenswürdigen Familie (zwey hoffnungsvolle Söhne und eine liebliche Tochter) erst ein rechtes Künstlerleben anfangen. Alles, was er bis zu seinem 48. Jahre geleistet habe — so alt wurde er — nannte der höchst bescheidene Mann nur Vorschule zu einigen Cyclen aus dem alten klassischen und christlichen Kunstkreise, die er schon lange in sich herumtrug, und die Neuheit mit dem feinsten Geschmack ohne mystische Fabeln und Altermühseln in sich vereinigt haben würde. Einen Cyclen aus frühern Zeiten besitzt Hr. von B e t h m a n n in Frankfurt am Main. Im Wohnzimmer des Königs von Preußen hängt K ü g e l g e n's hochvollendetes Portrait der Großfürstinn A l e x a n d e r (Prinzessin Charlotte von Preußen) in voller, wahrhaft lebender Lebensgröße. In seiner Kunstwerkstätte hingen die charaktervollsten Bilder von G o e t h e, H e r d e r, W i e l a n d und S c h i l l e r, die nun durch A r t a r i a von ersten Kupferstechern des In- und Auslandes vervielfältigt werden sollen. Er hatte sie mit unendlicher Liebe und Sorgfalt bey einem frühern Aufenthalte bey G o e t h e in Weimar ausgeführt. Sein letztes Gemälde, woran er noch vor seinem Spaziergang auf den Weinberg, von dem zurückkehrend er der verruchtesten Blutfaust unterlag, einige vollendende Pinselzüge machte, war ein unbeschreiblich rührendes Bild im Ausdruck der höchsten Zerknirschung und Bussfertigkeit des verlorenen Sohnes im Evangelio. Außer diesem lebensgroßen Bilde vollendete er vor kurzem noch eine Madonna mit dem Kinde, ein kleines Kabinetstück von wahrhaft himmlischem Reiz umflossen. Sein letztes Portrait war die ehrwürdige Gräfinn von D o h e n, geb. Gräfinn von S t o l b e r g - W e r n i g e r o d e. Er hatte Bestellungen auf mehrere Jahre. Seine eigenthümlichsten Schüler ringen trostlos die Hände, denn er war ihr Vater und Freund!

Ein anderes Schreiben enthält noch folgende Umstände: Wahrscheinlich ist der Mörder schon gefangen. So sehr er noch läugnet, so sprechen doch mannigfaltige Beweise gegen ihn. Dieß ist ein gemeiner Tagelöhner, von welchem K ü g e l g e n junge Bäume kaufte, die er in seinem Weinberg anpflanzen ließ. Er hatte ihm diese eben bezahlt, da sahe der Ruchlose, daß er noch einige wenige Thaler bey sich behielt. Um dieser elenden Summe wegen, nebst

Uhr, Kleid und Mantel), vollzog er die abscheuliche That, die um so schauderhafter ist, da der Selige bey einem ganz ausgezeichnet edeln und schönen Außern auch eine so herzugewinnende Milde, Güte und Freundlichkeit hatte, daß selbst die gemeinern Menschen, die seinen seltenen Werth nicht zu begreifen vermochten, ihn doch bis zur Unbestimmtheit liebten! — Ein zerschmetternder Hammerschlag, den ihm der Meuchelmörder von hinten auf das nur mit seinem leichten Barett bedeckte Haupt gab, betäubte wahrscheinlich den sonst so muthigen und kräftigen Mann so, daß jede Gegenwehr unmöglich war. Schnell gelang es so der Teufelsfaust, das Himmelsbild zu zerbrechen! Die vielen Wunden, die er ihm noch in's Gesicht gab, sollten ihn vermuthlich nur entstellen und unkenntlich machen, wenn es ihm vollends gelungen wäre, ihn bis in die hochangeschwollene Elbe hinunter zu schleppen. Geräusch auf der vielbegangnen Straße mag dies verhindern haben, da warf er auch den Mantel von sich, welchen spielende Kinder zwei Tage darauf zwischen Steinen dort fanden, nebst einem darin steckenden kleinen Gebethsbuch, dem treuen Begleiter des so wahrhaft frommen Künstlers!

Die Ärzte, die ihn untersuchten, fanden seine ganze Organisation in so vollkommener Harmonie und Gesundheit, daß man eigentlich auf ein hohes Alter hätte bey ihm hoffen dürfen!

Alles stand bey dem Herrlichen in seltner, reiner Harmonie, deren beseligender Grundton der festeste Glaube und die freudigste Gottergebenheit war. Wir dürfen hoffen, daß das Außerordentliche seines Todes gerade dazu beytragen wird, den Himmelsfittich seines Gemüthes und seiner Kunstwerke um so unsterblicher zu machen, da die mehresten Herzen durch den Schmerz empfänglicher werden für das Hohe und Schöne, und sein Andenken nun gewiß noch weit inniger ehren werden.

Ungemein feyerlich und rührend war seine am Abend des grünen Donnerstags erfolgte Beerdigung. Die ganze Kunstakademie eröffnete den Zug, die jungen Künstler gingen paarweise mit Jackeln, sehr viele Leidtragende und Wagen schlossen sich an, so daß der Zug länger war, als unsere Neustädter-Allee, wo der Verklärte wohnte. Unaählbare Volksmenge drängte sich auf allen Plätzen und Straßen, über welche er ging. Nachdem auf dem Kirchhof die religiösen Feyerlichkeiten vorüber waren, kniete sein ältester Sohn, ein äußerst hoffnungsvoller Jüngling, an das offene Grab und bethete laut einige Worte des innigsten Gefühles und der frömmsten Ergebenheit. Darauf hielt unser würdiger Hofrath Bötziger, ein vieljähriger Freund des Verewigten, eine ganz herrliche Rede, die in jeder Hinsicht für die vielen hier versammelten sich der Kunstwidmenden Jünglinge äußerst beherzigenswerth war. Sie wird hoffentlich gedruckt erscheinen. Es war die erste milde schöne Frühlingsnacht, welche die unaussprechlich rührende Feyer begünstigte.

Das letzte, eben vollendete Gemälde des Verewigten ist von wunderbarer Tiefe und erschütternder Kraft des Ausdrucks. Es stellt den verstorbenen Sohn vor, wie er sich aufreißend aus der Sünde, die Hände ringend, heiß empor steht zu Gott. Nächstens mehr über dieß Meisterwerk.

Nachricht für Blumenfreunde.

In den K. K. Hofgärten Schönbrunn steht jetzt die Hyazinthenflur in der herrlichsten Blüthe.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.